



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Geschichte der preußischen Politik : nach Droysens gleichnamigen
Werke. 2.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

daß vereinzelte Popularisierungsversuche gemacht wurden, die letzten zusammenfassenden Werke Baur's nicht ausschließlich für die theologischen Kreise bestimmt waren und Schwarz in seiner Geschichte der neuesten Theologie ausdrücklich einen größern Leserkreis vor Augen hatte. Indessen macht sich doch unläugbar das Bedürfnis einer Verständigung über die Hauptpunkte, die hier zur Sprache kommen, täglich fühlbarer. Renan hat im Grund zuerst die zunftmäßige Behandlung des Lebens Jesu kühn durchbrochen, und dasselbe als ein Laie für die Laien zu schreiben versucht. Aber die Rathlosigkeit, mit welcher das große Publicum diesem Buch gegenüberstand, wäre weniger groß gewesen, wenn die Grundfragen, deren Erörterung die Wissenschaft beschäftigt, allgemeiner verständlich und bekannt waren. Indessen, wie gesagt, der Zug der Zeit geht entschieden dahin, näher in die Geheimnisse der Werkstätte einzudringen, aus welcher unsere Religion hervorgegangen ist. Am sichtbarsten ist dieses Interesse gegenwärtig bei unsern Nachbarn über dem Rhein, sowohl nach der Vielseitigkeit der betreffenden Literatur zu schließen, als nach der Aufnahme, welche dieselbe findet. Von hier aus ist die Ansteckung für die übrigen romanischen Völker von selbst gegeben. England hat bezeichnend genug — wie die Prozesse gegen die Reviewers und den Bischof Colenso zeigen — eben noch an den Untersuchungen über die fünf Bücher Moses zu verdauen. Ist diese schwierige Arbeit erst gethan, so kann es nicht ausbleiben, daß die Reihe auch an das neue Testament kommt. In Deutschland, aus dessen Schooß alle diese Forschungen hervorgegangen sind, legt die neue Bearbeitung des strauß'schen Werks, das sich nunmehr nicht an die Gelehrten, nicht an das theologische Publicum, sondern an das deutsche Volk wendet, den gebildeten Laienkreisen es nahe, sich über den Gang, welchen die theologische Wissenschaft und Kritik seit dreißig Jahren genommen, zu orientiren. Im Unterschied von der ersten Bearbeitung wird die jetzige erst verständlich durch die Kenntniß der dazwischen liegenden Untersuchungen.

Die Geschichte der preussischen Politik.

Nach Drohsens gleichnamigem Werke.

2.

Das Haus und das Land, welche durch die Uebertragung der Marken an die Hohenzollern auf einander angewiesen wurden, sind erst auf der Höhe des Mittelalters hervorgetreten. Jedes hatte eine eigenthümliche selbständige Ge-

schichte hinter sich, ein Umstand, der ihre freiwillige Verbindung nur um so verheißungsreicher erscheinen läßt.

Die Zollrischen haben ihre erste politische Schule auf einem Boden durchgemacht, welcher nicht bloß seiner Lage nach das Herzland des deutschen Reiches war. Der salische Kaiser Heinrich der Vierte hatte diese Heimath seines Hauses, Franken, dem getreuen Geschlechte der Hohenstaufen anvertraut, und als das schwäbische Haus dann selber das Reich antrat, galt es, dort einen Haupthalter des Principes zu bestellen, welches ihr Regiment leitete. Denn dieser Kernpunkt des Reiches mußte vor allen gegen die einreißende Territorialabschließung sicher gestellt, in ihm mußte ein Vorbild der mittelbaren Natur des Ursprungs fürstlicher Macht aufgestellt werden. Das war die Absicht, als die Hohenstaufen den Zollern die Burggrafschaft von Nürnberg verliehen. Sie traten so in ein Land ein, welches überall die Fußspuren der hehren Gestalten aufwies, in denen die höchsten Erinnerungen unseres Volkes sich vereinigten; vermöge des geistigen Erbganges, in den sie hineinberufen wurden, übertrug sich auf sie das Kleinod der Kaiserpolitik, und sie haben gut ghibellinisch damit Haus gehalten.

Es genüge, über die Stellung des burggräflichen Amtes, welche Droysen eingehend erörtert, nur das Wichtigste hervorzuheben. Ehemals war das Verhältniß der Burggrafen zum Markgebiet — hier Ostfrankens — so ausgedrückt worden, daß jener zum Markgrafen sich verhalte wie der Pfalzgraf zum Könige. Der nürnbergger Graf jedoch war anders gestellt. Von den Befugnissen der Mark- und Burggrafen alten Stils hatte er sozusagen das Durchschnittsmaß. Er war oberster Beamter in der fränkischen Krondomäne, aber zugleich kaiserlicher Regent und militärischer Statthalter innerhalb des Sprengels der Landesgerichtsbarkeit, die er zu hegen hatte. Auf diese Weise nicht unumschränkt und nicht mächtig genug, um volle Landesherrlichkeit mit Erfolg anstreben zu können, war er in eigenem Interesse darauf bedacht, die selbstherrlichen Gelüste anderer Großen zu vereiteln und in dem Maße als er solchergestalt die kaiserliche und römisch-königliche Autorität wahrte, steigerte sich seine Bedeutung, welche in ihrem Amtscharakter eben ihre Kraft besaß. Sie sollte sich bald als letzter Hort der Kaiserpolitik bewähren, ja es blieb auf ihr noch ein Abglanz der alten Herrlichkeit haften, als ihr Gestirn bereits hinabgesunken war. In der Mittagshöhe des stauffischen Glanzes wie in den bösen Tagen Friedrichs des Zweiten und Konradins haben die Zollern des Reiches Sturmflagge getragen. Dem Reiche als solchem, nicht bloß jenem Hause gehörte ihr Eifer, ihre Hingabe; wo beide nicht in demselben Lager waren, haben sie sich frei zu jenem bekannt.

Bei ihnen und dem geringen Häuflein der Kaisertreuen, die nicht mit in die Schuld des Verrathes an den Staufeu verwickelt waren, stand das Reich in der furchtbaren Krisis der herrenlosen Zeit. Das Haupt der Partei, die

Rudolph von Habsburgs Wahl durchsetzte, war, bedeutsam genug, der Senior des Zollernhauses, Friedrich der Dritte. Des neuen Kaisers erster Regierungsact dankte in feierlicher Urkunde dem Burggrafen für sein „Anzeigen und Arbeit“ zum Frommen des Reichs durch eine Verleihung, welche seine erbliche Belehnung auch auf die Töchter erstreckte. Mit seinem echt ritterlich begabten Schwager Albrecht von Hohenberg stand dieser fortan dem Könige zunächst, der — wie der Reichschronist erzählt — „alle seine Tag Seines Raths pflag Und folgt ihm auch nach Für alle, die er ye gesach“. Dies Verhältniß befestigte sich bei der Handhabung der endlich durchgesetzten Landfriedensordnung und besonders bei der Gründung der habsburgischen Hausmacht in Oestreich. Ihr drückte Friedrich von Hohenzollern durch den Ausschlag, den er persönlich in der Marchfeldschlacht gegeben hat, das Siegel auf.

An den Kämpfen, welche nach Rudolphs Tode zwischen König Albrecht und Adolf von Nassau entbrannten, nahm das burggräfliche Haus nicht unmittelbar und dauernd Antheil. Nur die große Jugend Friedrichs, der dem Vater 1297 gefolgt war, erklärt es, daß die mahnende Stimme der Zollern in jenen Vorgängen vermißt wird, die wiederum das Reich auf neue unerhörte Art zerwühlten. Das Königthum, das Albrecht aus der Hand der Rebellen seines Nebenbuhlers empfangen, stützte er durch eine Politik des vollendeten dynastischen Egoismus, den er durch Aufbeschwörung eines überaus gefährlichen Dämons beförderte. Denn indem er die Weisheit des jetzt darniederliegenden Papstthums nachahmte, bewaffnete er kraft kaiserlicher Autorität die unteren Mächte, vor allen die Stadteommunen, gegen die oberen: eine Methode, die nicht bloß den Umsturz bedeutete, sondern mehr: die Sünde und Frivolität der Entpflichtung.

Seltfam ergreifend wirkt es, daß nachdem Albrecht todtgeschlagen war, sein vollkommenes Gegenbild in Heinrich dem Siebenten hervortrat. Man hat ihn als den „romantischen Kaiser“ gelästert und gelobt; aber es war nicht Narrethei, was ihm die stumme Ehrfurcht einer solchen Zeitgenossenschaft erwarb. So groß und rein wie er haben wenige Kaiser von ihrem Amte, von der Idee der Obrigkeit gedacht; in ihm, dem einzigen unter den Machtbegabten seiner Zeit, der sich wie Dante ihm nachrühmt, nicht nährte von „Erde und Metall“ und „der die Nichtwollenden zu lernen zwang, gerecht zu sein“, verkörperte sich die Religion der Pflicht. Fragt man vergebens nach den handgreiflichen und dauernden Leistungen eines solchen Mannes, so darf geantwortet werden: „Segen genug, daß der lautere Lichtblick des Wahren und Rechten einmal über die Geschlechter der Menschen hinleuchtete und als Mahnung in ihrem Gedächtniß blieb.“ In Heinrichs Gefolge tritt der junge Burggraf Friedrich zuerst ins öffentliche Leben; er ist eine Zeit lang mit dem Kaiser in Italien gewesen, von ihm mit wichtiger Sendung ins Reich betraut worden. Als dann auf der

lichten Folie der kurzen Regierung dieses edlen Kaisers die wieder entfesselte Zuchtlosigkeit der politischen Bestrebungen nur um so finsterner sich abhob, hat sich der Burggraf der Ehre dieser Verührung nicht unwürdig gemacht. Er hielt in guten und bösen Tagen treu zu Ludwig von Bayern, für den er den Sieg von Ampfing entscheiden half, und seine Söhne thaten ihm nach. Die beiden Brüder, Albrecht und Johann, nahmen nach Ludwigs Tode ohne Schwanken die Partei Karls des Vierten. Allerdings haftete an ihm der Makel der Gegenwahl, die der Papst und die eigensüchtigen Fürsten bei Ludwigs Leben durchgesetzt hatten. Aber die Patrioten mußte damals die Einsicht bestimmen, daß vor allen Dingen ein kräftiger und tüchtiger Fürst noththat. Denn es fehlte nicht, daß die ruchlose Saat Albrechts aufwucherte. In den Städten kamen die unteren formlosen Massen in Gährung, der Haß der Stände untereinander flackerte auf; der schwarze Tod, die Geißlerschaaren, alle Schrecken geistiger und leiblicher Seuche hielten den verheerenden Umzug im deutschen Lande.

Carl, dessen hervorragendes Organisationstalent die Zeitgenossen willig anerkannten, richtete sein Augenmerk vornehmlich darauf, ein Reichsgrundgesetz zu Stande zu bringen. Klug genug, um die Nothwendigkeit zu würdigen, daß dabei von einer Fixirung des thatsächlichen Machtbestandes der Hauptglieder des Reichs ausgegangen werden müsse, und mächtig genug, um durchzuführen, was er beschloßen hatte, erließ er die Verfassung der goldenen Bulle. Sie erklärte die Kaiserwahl frei von dem Einflusse des Papstes und gab den sieben Kurfürsten die Territorialherrlichkeit in ihren Gebieten, das jus laesae majestatis, die Gerichtsautonomie (jus de non evocando) und andere früher nur königliche Attribute. Dadurch wurde ein scharfer Unterschied festgestellt zwischen der kurfürstlichen und allen anderen Mächten, die im Reiche emporstrebten. Dieser Oligarchie der sieben Häupter gegenüber würde die Kaisermacht unerheblich geworden sein, wenn sie nicht, und zwar in Karls Hand, just bei dem Mächtigsten unter den Gleichen gewesen wäre. Und er war drauf und dran, den Schwerpunkt des Reiches für immer in seine böhmischen Hausgebiete zu verlegen, wo unter seinem starken und klugen Regimente ein Staat sich entwickelte, der alle übrigen „Länder“ des Reiches an Geschlossenheit und Macht weit überbot. Ueberdies gewann der Kaiser durch die Marken, die er übernahm, noch die brandenburgische zu seiner böhmischen Kur und war somit auch im Collegium der Reichsregierung im materiellen Vortheil, abgesehen davon, daß seine achtungsgebietende Stellung den freiwilligen Abbruch, den er dem alten Principe der Kaiserautorität anthat, reichlich wieder ersetzte. Immerhin war seine Reform hochwichtig und konnte dauernden Segen stiften, wenn die Kurfürsten ihre Aufgabe verstanden und vor allem im nationalen Sinne zu lösen strebten. Ein großer Schritt in dieser Richtung war durch die Carolina be-

zeichnet, indem sie der römischen Politik kräftig auf die Finger schlug. Aber auch die Schattenseite fehlte nicht. Vornehmlich in der fast brutalen Zurückwerfung der unteren volksthümlichen Mächte lag sie. Die neue Reichsverfassung versagte den Städten das Pfahlbürgerthum, den Wachsthum an Boden, Rechten und Schutzübungen auf Kosten der benachbarten Herrschaften; außerdem machte sie alle Eidgenossenschaften und Einungen vom kaiserlichen oder landesherrlichen Consens abhängig: ein Schlag, der zugleich auch den Adel hoch und niedrig traf. Aber zur Entschuldigung dieser auffallenden Härte muß gesagt werden: wie die demokratische Bewegung der Städte einmal sich anließ, so war mit dem aristokratischen Fundament, aus welchem heraus die Reform gedacht war, die Hemmung jener politischen Entwicklung geboten. Ihren wirthschaftlichen Aufschwung wollte Karl keineswegs beeinträchtigen, nur bestand zwischen diesem und jener bereits eine Solidarität, die der Kaiser anzuerkennen zögerte, so deutlich auch ihre Schätzung von Seiten des Volkes sich damals in zahlreichen Aufständen und später in blutigen Kämpfen kund that.

Der bittere und hartnäckige Widerspruch, den das Reichsgrundgesetz fast bei allen nicht kur- und landfürstenmäßigen Elementen fand, macht es den Zöllnern zu einem desto schöneren Verdienste, daß sie in patriotischer Uneigennützigkeit sich demselben willig fügten, und dem Kaiser sich eng und dienstfreudig angeschlossen. Im Großen und im Kleinen gedieh ihnen die Friedensarbeit, die sie übten; sie halfen getreulich und an hervorragender Stelle die Späne des Reichs im kaiserlichen Sinne schlichten und daheim auf den fränkischen Bergen wuchs und blühte ihnen immer reichlicheres Hausgut.

Allein es kam doch ein Punkt, wo sie inne hielten. Die späteren Maßregeln Karls weckten den Verdacht, daß er mit den Bestimmungen der goldnen Bulle nur sein Gewissen habe salbiren wollen. Es mehrten sich die factischen Uebertretungen von seiner Seite. Dahin gehörte die Einverleibung der Marken vom Reiche hinweg ins böhmische Königreich, dahin die Erbverbrüderung mit Habsburg, die Eheveredung mit Ungarn-Polen, insonderheit aber die Wahlumtriebe zu Gunsten seines Sohnes Wenzel, und daß der Kaiser nicht anstand, für diesen Plan am Papste einen Rückhalt zu suchen, da er im Reiche nicht vorwärts kam. Alles zeigte, daß er selber sich außerhalb seines eigenen Gesetzes fühlte und daß er seinen Stüßpunkt nicht im Reiche als solchem, sondern in europäischen Combinationen wußte: Bestrebungen, die einen merkwürdig modernen Charakter tragen. Ihre Wirkung auf die Vorgänge innerhalb des Reiches war schnell und entscheidend. Den kaiserlichen Verfassungsbruch nützten die Städter als Signal, um sich des Druckes, der auf ihnen lastete, mit den Waffen zu erwehren. Ihre großen Erfolge in Schwaben, wo der Graf von Württemberg 1377 bei Neutlingen niedergeworfen wurde, bestimmten den Kaiser, einen Schritt zurückzuweichen. Nur um so fester und drohender schlossen sich

die feindlichen Gruppen des Adels und der städtischen Communen gegen einander ab. Unter Wenzel kam es denn nun zum unvermeidlichen Bürgerkrieg im großen Maßstabe. Die Noth trat an den Mann; auch der Burggraf Friedrich der Fünfte, nachdem er wiederholt vermittelnd zwischen die Gerüsteten getreten war und nur mit Mühe vorläufigen Waffenstillstand durchgesetzt hatte, wurde endlich doch in den Kampf gegen die Städte hineingerissen. Die Fürstenpartei, die sich auf diesem Wege eng zusammenschloß, drohte auch dem Kaiser Gefahr. Wenzels haltlose Politik war das Eingeständniß, daß er die Unrechtmäßigkeit seiner Wahl empfand. Durch die Parteinahme für die Städte, und nach ihrer Niederwerfung bei Döfving und Worms durch das verrätherische Laviren zeitigte er sein wohlverdientes Verhängniß. Die Ausbeutung des Sieges der Fürsten über die Städte hatte der Burggraf gemäßigt. Sein Gerechtigkeitsinn führte ihn in die mittlere Richtung, die im Frieden von Eger Bestimmungen durchführte, bei welchen sich die Besiegten füglich beruhigen konnten. Aber mit Wenzel hatte er abgerechnet. Er war überzeugt, daß unter seinem Regimente kein Gedeihen möglich war, und trennte sich von seinem Bruder, da dieser beim Kaiser aushielt. Aber wie und wo den Hebel einsetzen, um das versunkene Reich wenigstens so weit aufzurichten, daß ein thatkräftiger Fürst die Ordnung herzustellen unternehmen konnte? So viel war klar: es mußte, wohl oder übel, an bestehende Anhaltepunkte angeknüpft werden. Daß es dabei nur möglich war, Unrecht durch Unrecht zu vertreiben, hat der Burggraf nicht verschuldet. Nur um sie zu Gunsten des Reiches mitlenken zu können, schloß er sich der Fürstenbewegung an, die in den wittelsbachischen Intriquen ihre Triebfeder hatte. Ihre Verzweigung nach Frankreich durch Vermittlung der bayrischen Isabeau und des früher der Partei Wenzels anhängigen Herzogs von Orleans, des Führers der raubsüchtigen französischen Adligen, ihr Ausgangspunkt, der auf den Streit im mainzer Hochstifte zurückwies, bei welchem Pfalzgraf Ruprecht der Zweite den im Widerspruch gegen die Capitelwahl vom römischen Papste patronisirten Johann von Nassau unterstützte — alles zeigte, daß sie fast keinem der widerwärtigen Conflicte fremd war, welche das Reich und seine Nachbarschaft bewegten.

Obenan stand aber damals die trostlose Frage des Kirchenschismas. Mit ihm war das letzte, höchste Band gelöst, welches wenigstens formal eine Einheit über Alle dargestellt hatte. Nur um so nackter offenbart sich seitdem in allen politischen Vorgängen die emancipirte Leidenschaft, es tritt überall etwas Roh-elementarisches zu Tage. Ganz besonders in den Machinationen, die endlich zur Wahl Ruprechts des Dritten von der Pfalz führten. Es ward angedeutet, daß auch Burggraf Friedrich dem marburger Fürstenverein angehörte, der sie zu Wege brachte. Seine Motive sind nicht nach allen Seiten erkennbar, aber daß weder seine Verschwägerung mit dem Pfalzgrafen noch persönlicher Vortheil den

Ausschlag gab, darf behauptet werden; er wählte eben unter großen Nebeln das kleinere. Es war nicht seine Art sich den Consequenzen des verhänglichen Schrittes zu entziehen, zu dem er mit gerathen. Redlich und an erster Stelle hat er die Absetzung Wenzels, die Anerkennung Ruprechts betrieben; und mehr noch, er zog mit ihm nach Mailand, um durch Wiederherstellung der von Wenzel zu Gunsten der Visconti preisgegebenen Reichsautorität dem Gegenkaiser die neue Krone und die Popularität sichern zu helfen. Aber das Unternehmen, ein Mehrer des Reichs zu werden, ehe er ein Besizer desselben war, mißlang Ruprecht aufs kläglichste; so auch die meisten seiner Regierungsacte in Deutschland; so endlich der Römerzug, der überdies nur auf Grund einer Thatsache hätte ausgeführt werden können, welche die schiefe Ebene seiner ganzen Position hervortreten ließ und ihm den geringen Rückhalt an der öffentlichen Meinung völlig verdarb. Er hatte mit dem in Rom residirenden Papste die gegenseitige Anerkennung ausgetauscht und forderte die Entsetzung des avignonischen, jetzt, wo bereits der Gedanke einer bis dahin unerhörten Neutralität durchgedrungen war, vermöge deren man sich über jede Obedienz gegen die vorhandenen Prä-tendenten der Tiara hinwegsetzte.

So wurde Ruprecht ohnmächtig zur Seite geschoben. Das Concil von Pisa setzte bekanntlich 1409 beide Päpste ab und an ihre Stelle einen dritten, war aber nicht im Stande diesem auch die factische Macht in die Hände zu liefern. Infolge dessen geschah es, daß sich alle drei Unfehlbarkeiten sich gegenseitig verfluchend behaupteten. Die Wirkung davon war heillos. Nicht, daß die Entsittlichung der Kirche jetzt erst begonnen oder auch nur ihren Höhepunkt erst erreicht hätte; schon seit sie die Herrschaft der Welt den Hohenstaufen abgewann, hatte sie so viel Schaden an der Seele genommen, daß sie nicht mehr bloß ein entartetes Werkzeug ihrer großen ursprünglichen Gedanken, sondern die völlige Verkehrung derselben darstellte. Das System der Menschensagung, Gaukelei und Willkür, welches jetzt ihren Inhalt ausmachte, war lange ausgebildet und eingewurzelt; aber jetzt auf ein Mal, als die päpstliche Herrlichkeit zur Caricatur geworden, jetzt erst wurde man inne und wagte man sich zu gestehen, daß es so sei. Und welche Aengstigung der Gemüther, welche Verwirrung der Geister, welche Verödung der Herzen und Gewissen, die dieser furchtbaren Erkenntniß folgte! Allenthalben wurden Seufzer laut wie Stimmen in der Wüste, Stoßgebete, Flüche, Beschwörungen, die Buße, Umkehr und Erneuerung predigten. Und diese Verzweiflung herrschte nicht bloß im geistlichen Leben, sondern auch im politischen. Denn Abfall, Gewaltlust und Selbstgerechtigkeit wucherte allenthalben.

„Besserung an Haupt und Gliedern!“ — war die Losung der tiefstuhenden Bewegung dieser merkwürdigen Zeit. In diesem Wunsche fühlten alle Kreise und Stände, alle Nationen sich einig, die an der europäischen Cultur

Theil hatten. Alles verlangte ein neues allgemeines Concil. Und man hatte etwas gelernt durch das freilich erfolglose Pisanum: man fühlte die Solidarität des politischen und kirchlichen Interesses. „So lange es nicht einen gerechten, strengen, allgemeinen Kaiser oder König giebt, wird das Schisma nicht bloß dauern, sondern man muß besorgen, daß es immer ärger werden wird.“ So schrieb Gerson, der Kanzler der pariser Universität, von Pisa aus und diese Einsicht fand überall Eingang. Daher der Ausschrei nach einem Kaiser, einem mächtigen und rechtschaffenen Führer. „In der Sehnsucht der Nation lebte noch der ghibellinische Gedanke;“ jetzt in der Tiefe ihrer Noth fand sie ihn wieder. Von wannen aber sollte der Retter genommen werden?

Was sich im Reiche wirklich und ernsthaft die kaiserliche Partei unter den Fürsten nannte, richtete das Augenmerk auf Sigismund von Ungarn. Nicht weil er Luxemburger war und der Sohn jenes bedeutenden Karl, noch auch darum, weil seine Vergangenheit ihn etwa als Ideal eines Fürsten hätte erscheinen lassen, noch endlich deshalb, weil er sich eine freie Stellung gegenüber dem kirchlichen Conflict bewahrt hatte, sondern vor allem darum, weil er kühn und wehrhaft für das Seinige gegen die Ungläubigen eingestanden war, wendeten sich ihm die Sympathien zu. Gleichviel, daß Ungarn, der ferne Vorposten des Reiches, der Schauplatz seiner Thaten gewesen; gerade die Entfernung brachte ihm den Vortheil, daß sein Name nach andrer Beziehung noch unverbraucht war in der Nation. Wenn er nicht der war, den man ersehnte, so konnte man hoffen, ihn dazu zu machen durch diese Berufung. Am 20. Sept. 1410 erfolgte seine Wahl. Ein seltsamer Act: er fand draußen vor der Thür der Bartholomäuskirche in Frankfurt statt, die der widerwillige Kurfürst-Erzbischof von Mainz den Wählenden verschlossen hatte. Dort am Chor hinter dem Frohnaltar traten die Fürsten zusammen, lasen die Messe, leisteten den Schwur, ließen das Gefolge abseits treten und wählten. Unter ihnen mit der Vollmacht des Ungarnkönigs Friedrich der Sechste von Zollern. Er war es, der erklärte, „daß er sich des heiligen Reiches an Statt und im Namen des Königs in Gottes Namen annehme.“

Wie hätte der Burggraf fehlen sollen bei einer solchen Handlung! — aber wie kam er in dieses Verhältniß dazu? Nicht zufällig, sondern wohlverdienter Maßen gab er, man kann sagen den Gewährsmann dieser That ab. An Sigismunds Seite hatte er sich in den Kämpfen, die zur Behauptung Ungarns geführt wurden, die Sporen verdient; sein Rath und seine Energie hatte den Ausschlag gegeben bei dem ganzen Plane. Und nicht leichten Kaufes wurde das kühn Begonnene durchgeführt. Erst wiederholte mißliche Verhandlungen mit der Partei Wenzels und der Territorialen stellten die Wahl des Königs von Ungarn sicher. Aber gleichviel, welche Opfer es gekostet hatte: vom Volke ist er mit Jauchzen bewillkommt worden. Es war wieder einmal wirkliche, hin-

gebende Begeisterung in den Kundgebungen der Nation. Mochten unter den Fürsten etliche lauernd bei Seite treten, andere sich trotzig auflehnen: ihr schien ein Heiland gekommen; ein schöner gläubiger Zug zwang die Massen ihm zu. In den gelehrten wie in den heilig-trivialen Doctrinen von der Autorität des obersten Hauptes, wie sie damals laut wurden und allenthalben variiert die Gedanken der Nation durchdrangen, wurde es kund, wie hoch von Rötthen ein echter König war, „des Name Regent heiße um des Willen, weil er das ihm unterthänige Volk regieren, das heiße, es zu seinem Ziele leiten müsse, zu politischer und moralischer Glückseligkeit, zu Frieden und Wohlstand, zu Ehrbarkeit und würdiger Gottesverehrung.“

Bei weitem das wichtigste Zeugniß für den großen Sinn, in welchem Sigismund die neue Bahn betrat, lag in dem Schritt, mit welchem er seine Regierung inaugurierte. Er übertrug die Hauptmannschaft in den Marken, welche nach Josts Tode ganz an ihn gekommen war, dem Burggrafen von Nürnberg und vervollständigte kurz darauf die Erhebung desselben durch Uebertragung der Kur- und Erzkämmererwürde. Dieser Act war gleich bedeutsam für das Reich wie für jene Länder. Es ist gezeigt worden, daß unter den damaligen Fürsten keiner war, der in seiner Stellung „als Edelmann des Reiches“ so sehr seine Ehre und Pflicht suchte wie Friedrich von Hohenzollern, in dessen Hause diese Auffassung des Fürstenberufes seit Jahrhunderten Tradition war. In ihm bekam der Gegensatz der territorialen Richtung nicht nur Sitz und Stimme im mitregierenden Reichscollegium, sondern zugleich eine Macht, die richtig genügt, alle andern Kurhäuser überbot, selbst Böhmen nicht ausgenommen, vor welchem sie den Stammbesitz inmitten des Reiches voraus hatte. Aber es war ein starkes Stück Arbeit, das der neue Markgraf auf sich nahm. Wir sahen, wie jene Gebiete sich aus dem Reiche „hinausgelebt“ hatten, als dessen eigentlicher Sitz je länger je mehr der Südwesten Deutschlands betrachtet worden war. Auffällig gering war der Antheil, den damals und zum großen Theil auch später noch die niederdeutschen Lande insgesammt an den Geschicken der Nation genommen haben. Sie glaubten sich selber zu tragen und wollten auch nur sich selber leben. Diese Selbstlust führte, wie wir sahen, dahin, daß sie sich allmählig in ihre ständischen Elemente zerlegt hatten, unbekümmert um die Gefahr, von den fremden Nachbarn nach und nach verschlungen zu werden. Jeder dachte nur darauf, sich seiner Haut zu wehren. Kein anderes Gefühl der Gemeinsamkeit war in diesen Reichsatomen, als dasjenige des materiellen Interesses.

Droysen bezeichnet es treffend als „das letzte Aufleuchten des ghibellinischen Gedankens“, daß mit einem Zuge nicht nur der Staatslosigkeit, sondern auch der Entfremdung von Deutschland ein Ende gemacht wurde. Und mehr noch: während es scheinen konnte als sei das altkaiserliche Princip aus dem Reiche verwiesen, da man den Burggrafen in die Marken ziehen sah, wurde in Wahr-

heit dort vielmehr ein Stüppunkt geschaffen, von welchem aus die alte Reichswelt in den Angeln zu bewegen war. Wir deuten dabei nicht bloß drei und vier Jahrhunderte weiter auf den großen Friedrich und die Freiheitskriege, sondern schon damals im Frischen hat sich gezeigt, daß die Natur der Beziehung Brandenburgs zum Reiche diese Fähigkeit barg, wenschon das Verhältniß zunächst die Gestalt wiederholter schwerer Opfer trug.

Unkunde und Mißgunst haben nicht verabsäumt, die Motive, welche jener Erhebung des Zollernhauses zu Grunde lagen, zu bemängeln, und das große Gewicht ihrer Folgen auf die zufällige Ursache einer Schuldverschreibung zurückzuführen. Man bedient sich dabei als Beweises der Thatsache, daß König Sigismund den Burggrafen bei der erblichen Verleihung der Hauptmannschaft für die Summe von 100,000 Goldgulden auf die Marken angewiesen hat. Dies ist gerade im entgegengesetzten Sinne ein Umstand von Wichtigkeit. Denn die Marken wurden dem neuen Hauptmann nicht übergeben, damit er sich an ihnen für eine Schuld des Königs schadlos halte, sondern das Geld wurde ihm als Entschädigung für die Mühen und Kosten zugesichert, die er — wie der König überzeugt war — an die Durchführung seiner Aufgabe setzen werde. Ausdrücklich so weist es die Urkunde aus; wie auch die weitere Verschreibung infolge des Abkommens mit König Wenzel durch die Absicht begründet wird, das Fürstenthum der Marken „desto geruhlicher in ein ordentliches Wesen und gute Sasse zu bringen.“ Daß aber Sigismund dabei mit nichten einen Raub am Lande beging, lehrt zum Ueberflus die Motivirung seines Beschlusses den märkischen Ständen gegenüber. Er sprach da, um die Herren Stände nicht kopfscheu zu machen, glimpflicher Weise nur von „Ansechtungen, Kriegen und Versezungen, durch welche die Nutzungen, Zinsen und Renten der Markgrafschaft so klein geworden seien, daß der Burggraf zur Führung der Hauptmannschaft des Königs besonderer Hilfe bedürfe, wenn man ihn nicht in die Gefahr bringen wolle, sein eignes Vermögen zuzusetzen;“ aber gemeint waren damit vor allem die Zugriffe und Anmaßungen gegen den landesherrlichen Güter- und Rechtsbestand. Mit Worten und Papier hatten die Stände sich gehorsam zur Huldigung erboten, in der betrüglischen Hoffnung, es würde nichts Rechtes aus der Sache werden; waren sie doch in der Erfahrung groß geworden, daß alle solche Ankündigungen fürstlicher Restauration sich unwirksam erwiesen hatten. Gewißigt aber durch die Maßregeln König Karls hielten sie es für gut, sich jetzt gleich vor dem ersten wirklichen Schritte zu hüten. Als mit des neuen Hauptmanns Vollmacht Wend von Eilenburg zu ihnen kam, um sich im Interesse ihres anerkannten Herrn zu orientiren, begaben sich die Einen wieder in die Obhut ihres ehemaligen Hauptmanns Swantibor von Pommern-Stettin; Andere erklärten, lakonisch und beharrlich, „Kaspar Gans von Puttlich sei ihnen Markgrafß genug.“ Auch die Städte machten es nicht besser. Alle waren

darin einig, sich „des Landes von Nürnberg“ zu erwehren. Nach Jahresfrist kam mit stattlichem Gefolge aus Franken der Burggraf selber ins Land. Mit guter Absicht trat er höchst mild und gelassen auf. Aber auch er erlangte zunächst nur von Einzelnen die Huldigung. Die „Schloßgesessenen“ zumeist behandelten ihn ebenso geringschätzig wie seinen Gesandten. Die Puttlitz, Quigow, Rochow, Jagow, Bredow, Schulenburg, Alvensleben und andere, „steuerlos Volk“ — verbanden sich eidlich, ihm zu trotzen: „und regnete es noch ein ganzes Jahr lang Nürnberger, sie wollten ihre Schlösser schon behalten!“ Die Maxime des Burggrafen ist nachmals treffend bezeichnet worden: „der Gegner müsse sich erst ganz ins Unrecht setzen.“ Nach diesem Gedanken verfuhr er und er war hier, wo es die landesherrliche Macht aufzurichten galt, ebenso weise als erspriesslich. Es kam darauf an, wer das Warten länger aushalten könne und am Schlusse der Stärkere war. Um den Widerspenstigen die Hinterthüren zu versperren, machte Friedrich mit den fürstlichen Nachbarn seinen Frieden. So mit Magdeburg, Sachsen, Braunschweig, Mecklenburg und Pommern-Wolgast. Aber die jungen Herren von Pommern-Stettin meinten mit ihres Vaters Regierung auch die Pfandherrlichkeit von Schlössern in der Uckermark übernommen zu haben, und traten mit gewappneter Hand dem Burggrafen in den Weg. Gleichzeitig wurden auch die kleinen Herren munterer. Des aufgerichteten Fürstenfriedens ungeachtet erhoben etliche die altgewohnte Raubfehde, fielen in benachbartes Gebiet ein.

Der Burggraf, durch anderweite gute Erfolge in seiner langmüthigen Politik bestärkt, hatte es über sich gewonnen, zunächst nur beim königlichen Hofgericht zu klagen. Die Vorladung von dort fruchtete nicht; die Reichsacht stand bevor. Da, in der elften Stunde, bequerten sie sich zur Huldigung. Friedrich verfuhr äußerst schonend; nur wenige der von den Renitenten innegehaltenen Schlösser löste er wirklich ein, die andern behielten sie gegen die Verpflichtung, ihre Dienste darnach zu leisten. Man weiß, daß sie betrüglich schwuren. Bei einer der ersten Gelegenheiten, die ihre Sinnesänderung zeigen sollte, erneuten die Hauptjunker — die Quigows voran — ihr sauberes Gewerbe; stracks aus dem Lager des Burggrafen ritten sie ins Magdeburgische zur Plünderung. Der Gewaltthausen bekam Zuzug; alle Aufforderungen, zu denen sich der Burggraf auch jetzt noch verstand, blieben erfolglos. Nun war es an der Zeit, den entscheidenden Streich gegen sie zu führen. In Gemeinschaft mit dem bedrohten Erzbischof von Magdeburg traf Friedrich seine Anstalten. Endlich brach er los. Die Burgen wurden überfallen, erstürmt, eingezogen; die Haupthelden der Anarchie ergriffen. Auf Gnade und Ungnade waren sie in des verhöhten Herrn Gewalt. Niemand konnte es hindern oder strafen, wenn er ihnen die Köpfe vor die Füße gelegt hätte. Er unternahm das Größere, diese übermüthige, entartete Kraft in den Gehorsam des Gesetzes

Grenzboten II. 1864. 3

zu zwingen. Auf Wiederherstellung stand sein Streben, er fand seinen höchsten Ehrgeiz darin, die widerstrebenden Elemente zum Gefühle der Staatsordnung zu erziehen. Deshalb will es mehr sagen als peinlich Geracht, wenn er seinen Sieg damit feierte, daß er jetzt, 1414, seinen märkischen Landfrieden „mit Rath, Willen und Bollwort der Prälaten und Herren, der Mannschaft und Städte“ aufrichtete. Dadurch „verzichteten die Stände auf alle jene zweideutigen Steigerungen ihrer politischen Stellung, wie sie ihnen trotz dem Rechte und trotz dem Wesen staatlicher Ordnung die Gewohnheit gebracht hatte.“ Seine Satzungen bringen nichts Neues, es sind die elementaren Staatsgrundsätze, die sie wiederholen; der alte einfache Gedankengang, daß der Friede des Fürsten verbindlich sei für männiglich; ferner daß diejenigen, welchen Gerichte zustehn, dieselben redlich bestellen sollen, endlich daß der Landesherr jeden Uebertreter dieser Gesetze „zu Leib und Gut richten solle, als sich das von Rechtswegen gebühren wird“. Aber gerade vermöge ihrer Selbstverständlichkeit, die freilich damals lange noch nicht allerorten einleuchtete, wirkten sie als um so schärferes Urtheil der augenblicklichen Zustände. Jetzt war alle Selbsthilfe sowohl innerhalb des Landes als auch nach außen durch die öffentliche Sittlichkeit als Frevel verdammt und die privatrechtliche Auffassung des Austrags mit Waffen abgethan. Die Pflege der Gerechtigkeit, die lediglich zur Ausnutzung zufällig erworbener Rechte herabgewürdigt war, sollte wieder im Auftrage der Landesobrigkeit und mit dem Bewußtsein geübt werden, daß Gewinn und Gewalt in ihrer Funktion von der Erfüllung der Pflicht abhängig sei, die mit dem Gericht übernommen werde.

Das Hauptstück dieses Gesetzes aber war: Markgraf Friedrich selber. Die Fürstenpflicht, wirklich zu regieren, trat mit ihm wieder in Übung und übernahm die Gewähr dafür, daß des Landes Recht auch gehalten werde. In allem zeichnet ihn die fürstliche Ueberlegenheit aus, welche die Sicherung ihrer Macht nicht darin sieht, daß die bestehenden Zustände aufgelöst werden, weil feindselige Elemente in ihnen ihre Nahrung gefunden haben, sondern in echt conservativer Weise schonte er das Gewordene, da er sich die Kraft zutrauen durfte, jedem Mißbrauch und Unrecht zu steuern. Das that er rechtchaffen, und indem er so nicht als Scherge, sondern als Arzt seiner Untertanen auftrat, erwarb er sich mit der Achtung und dem Gehorsam auch die Zuneigung. Er ließ den Ständen ihr gebührendes Maß von Selbständigkeit und die patrimoniale Gerichtsautorität; aber er controlirte und säuberte sie. Genau nach Maßgabe der Reichsordnung verfuhr er in seinem Lande; seinen Ständen gegenüber war er der Kaiser, wie er dem Kaiser gegenüber stand war. Auf diese Weise richtete er in seinen Marken einen Zustand auf, welcher ihm als die Summe der Reform vorschwebte, deren das Reich bedürfe. „Zu ihrem Gelingen ist ja nur erforderlich, daß des Reiches hochberufene Aristokratie nach ihrer

geschwornen Pflicht gegen Kaiser und Reich handle; daß sie aufhöre, an Kaiser und Reich Wucher zu treiben."

Frisch von der grundlegenden Arbeit im eigenen Hause hinweg wurde der Burggraf wieder an des Königs Seite berufen, um die Besserung des Reiches fördern zu helfen. Es geschah unter glücklichen Vorbedeutungen: 1417 am 18. April erfolgte in Konstanz seine Belehnung als Markgraf und Kurfürst. Näher noch als die neue Würde verband ihn, wie wir sahen, seine Gesinnung und seine Politik mit dem Könige. Er wurde bald dessen vornehmster Berather in Reichsgeschäften. So schwunghaft und freudig wie alle Probleme, deren Lösung er auf sich genommen hatte, griff Sigismund auch diese schwer beschädigte Hinterlassenschaft seines Vaters, die Reichsreform, an. Und keineswegs mit unbedachter Hand. Auch an Energie hatte es seinem ersten Auftreten in dieser Richtung nicht gefehlt. Die Bestrafung Leopolds von Habsburg, der seiner Autorität gröblich gespottet hatte, war allenthalben von größter Wirkung gewesen. Allein Sigismund, ein unvorsichtiger Strateg, hatte in sanguinischem Vertrauen seinen Sieg nicht gleich verfolgt. Die erschreckten Fürsten bekamen Zeit, sich zu sammeln und als er seine politischen Pläne nach zwei Jahren unverantwortlicher Zögerung von neuem aufnahm, war er es allein, welcher wähnte, daß er da wieder anfangen könne, wo er aufgehört hatte. Immerhin machten die Entwürfe, mit denen er hervortrat, wenn sie auch nicht durchaus sein geistiges Eigenthum waren, seinem staatsmännischen Talent alle Ehre. Nur sollte er alsbald darüber aufgeklärt werden, daß aus den Klagen über die Unerträglichkeit der öffentlichen Zustände, wie sie von allen Seiten erhoben wurden, auf nichts weniger als auf Bereitwilligkeit zum Zweck der Abstellung des Unwesens geschlossen werden dürfe. Der Cardinalpunkt war der Landfrieden. Alle Vorschläge und Versuche ihn durchzuführen scheiterten. Die Fürsten hatten ihren Nutzen von den Fehden auf eigne Hand und die Städte, denen der König ein Sonderbündniß unter seiner eignen Hauptmannschaft antrug, schoben die Sache, die ihnen „nicht gelegen, nützlich noch kommlich“ sei, mit ihrem altherkömmlichen Mißtrauen von der Hand. Alles was auf mehr als vereinzelte locale Anordnungen hinauslief, fiel zu Boden, nicht immer ohne Verschuldung Sigismunds, der die erste staatsmännische Tugend, die Geduld nicht kannte. Die Reichsgetreuen mußten es daher für eine höchst glückliche Wendung halten, daß er bei seinem bevorstehenden Weggange in seine Erblande den Markgrafen zum Reichsverweser bestellte. Er hatte bewiesen, wie viel mit starkem, beharrlichem Willen durchzusetzen war. Anfänglich gelang es ihm auch vermittelst der Fürstentage, die er berief, mancher drohenden Gefahr vorzubeugen, den Ausbruch der Gewaltthaten wenigstens hinzuhalten, welche durch die neuen Fürstenbündnisse vorbereitet wurden. Aber der Umstand, daß ihm, dem Emporkömmling unter den hohen Häuptern, wider Gewohnheit die

Statthaltertschaft übergeben war, trug andererseits wieder dazu bei, den Uebermuth der Gegner zu reizen. Und mochte auch der Markgraf noch so eifrig und geschickt die Dinge angreifen, es war auf die Dauer eitles Bemühen. Denn es fehlte ihm der nothwendige Rückhalt am Kaiser selbst, dessen Rolle im Reich so gut wie ausgespielt war. Selten, darf man sagen, ist ein Fürst mit redlicherem Willen an ein größeres Tagewerk gegangen; selten ist und hat sich keiner bitterer getäuscht als Sigismund. So glänzend seine Anfänge gewesen waren, sein ganzes Auftreten litt an der Unzuverlässigkeit des Dilettanten, und überdies kämpfte er jetzt schon lange mit zerbrochenem Schwert.

Die imposante Stellung, die er als Schirmvogt und Haupt jenes Conciles zu Constanz einnahm, das zu einem Parlamente der Christenheit wurde; das hohe Pathos, welches allen seinen Regierungsacten jener ersten Zeit den Stempel alter Kaiserherrlichkeit verlieh, spannte die Erwartungen der Nation ins Ungemessene. Aber sein anfängliches Glück verblendete ihn. Es riß ihn zu der Ueberschwänglichkeit fort, den Machtumfang des weiland christlich-germanischen Reiches wieder zu usurpiren. Die Rundreise, die er zu diesem Zwecke unternahm, mißglückte und kostete ihm obendrein seine alte Stellung dem Concile gegenüber, durch dessen Papst, Martin den Fünften, der Glanz seiner Majestät verdunkelt, sein Einfluß auf die Kirche beseitigt wurde. Dies alles konnte er weder verhüten noch hinterher wieder gut machen, nachdem er bei Hussens Proceß der persönlichen Versuchung erlegen war, die an ihn herantrat. Das Concil wollte nicht mehr erstreben und schien nicht mehr erstreben zu dürfen, als die Reform der Kirchenverfassung; die Frage des Dogmas wies es ab und darum zunächst verdamnte es den Urheber. Sigismund aber, der die gottgegebene Natur seiner Macht unabhängig und unberührbar von menschlicher Sündhaftigkeit glaubte und in der Anerkennung dieser Auffassung die Gewähr des neuen Regimentes suchte, das er auf sich genommen, ihn traf der sittliche Rigorismus des böhmischen Magisters wie ein Attentat; die Abwehr war, daß er ihn fallen ließ und dem Scheiterhaufen überlieferte.

Hier liegt der Wendepunkt seiner und der deutschen Geschichte. Es war eine unheimliche Gleichzeitigkeit gewesen, daß in den Tagen von Sigismunds erster Wahl die Nachricht von der tannenberger Schlacht ins Reich gedrungen war. Was der Rabenschrei bedeutet hatte, offenbarte sich nun: der Ausbruch der böhmischen Revolution verwandelte die Gestalt der Dinge von Grund aus. Denn diese hussitische Empörung war wie für die Kirche so für das Reich ein völlig unerhörtes Erlebnis. Jeder Tag erneute die Erfahrung, daß das Zusammenwirken der politischen, der religiösen, socialen und nationalen Bewegung, wie es hier zum ersten Male hervortrat, alle bestehenden Bildungen mit dem Untergang bedrohte. Und an Sigismunds Namen haftete nicht bloß der Fluch der That, welche die grollenden Geister entfesselt hatte, sondern seit Wenzels

Tode auch der Anspruch der Herrschaft über Böhmen. Auch ohne dieses gesteigerte persönliche Verhältniß zu den Vorgängen im Osten war der König zunächst auf die Bewältigung seines Erblandes angewiesen. Die cechische Erhebung als die eine Seite der panslawistischen Bewegung, die zwei Menschenalter hindurch die mitteleuropäische Welt in Spannung hielt, war lange vorbereitet. Immer einseitiger wurde der König in die Interessen seiner Hauslande hineingebannt. Und hätte er wenigstens jetzt seine Schritte klug und klar bemessen; aber dank seiner unfertigen Natur taumelte seine Politik zwischen den Gesichtspunkten der früheren und der jetzigen Lage hin und her. Das zeigte sich nicht bloß in dem geradezu feindseligen Verhalten in der schleswigschen Frage, sondern bezeichnender noch in der Art und Weise, wie er die polnisch-böhmischen Angelegenheiten behandelte. Seine Opposition gegen den Papst, der mit der Mehrzahl der deutschen Fürsten, unter denen natürlich auch der Burggraf war, für den deutschen Orden eintrat, hatte den König in die Parteinahme für Polen gedrängt, ja er vergaß sich so weit, unter der Hand dem König Wladislaus seine günstige Entscheidung eidlich zuzusagen. Mittlerweile war er zur Besinnung gekommen und sein Schiedspruch fiel gegen die Polen aus. Aber während er schwach genug war, diesen auf ihre Bezüchtigungen zu erklären, daß er von den Klerikern berückt worden sei, überspannte er andererseits seine Forderungen gegen Böhmen in einem Augenblicke, wo es gelungen wäre, ihrer Meister zu werden und dadurch gegen Polen den Rückhalt zu gewinnen. Dies hätte erfolgen müssen, wenn er den Rath des Markgrafen geachtet hätte. Sein Gedanke war gewesen, Sigismund solle mit Mäßigung gegen Böhmen verfahren, das er nur dann gewinnen könne, wenn er aufhöre, neben der politischen auch die religiöse Frage zu betonen. Er hörte nicht. Der Erfolg war die grimmigere Auflehnung der Cechen, ihre erneute drohendere Verbindung mit Polen. Schlimm genug, daß es gerade in dieser Zeit zwischen dem Kaiser und dem Markgrafen zu einem andauernden Bruche kam, aber daß es so werden würde, war vorauszusehen. Sigismunds Starrsinn trug die Schuld an der unheilvollen Wendung, die Friedrich mit höchster Anstrengung zu verhüten gestrebt hatte; nichtsdestoweniger war er es, der den größern Theil der Arbeit, Mühsal und Gefahr auf sich nahm, die daraus folgten. Er, dessen „Begehr gänzlich auf Frieden stand“, hat nun viele Jahre lang das Schwert nicht in die Scheide stecken dürfen. Denn wieder lohete jetzt auf ein Mal allerorten das Feuer auf, und durchaus nicht immer gelangen ihm so glückliche Schläge wie der bei Angermünde, wo er (1420) seine Marken gegen die slavisch-dänischen Gelüste sicherte. Man kennt vielmehr genugsam die traurigen Jahre der Böhmenkriege, die nicht einzeln betrachtet werden sollen. Die Sache war einmal verkehrt angefaßt und konnte nur bittere Früchte bringen. Nicht aber die unablässigen und fruchtlosen Opfer, welche dem Markgrafen durch die falsche Behandlung der böhmischen

Frage auferlegt wurden, waren es, welche ihn endlich in direkte Opposition gegen Sigismund verfesten, sondern weil er erfahren mußte, daß des Kaisers Politik mit der wachsenden Noth immer undeutscher und unfaiserlicher wurde. Er behandelte die Angelegenheiten des Reiches lediglich nach dem Maßstabe seines augenblicklichen Vorteils. Der alte heillosse Wucher mit der höchsten Rechtsautorität kam wieder in Schwang. Friedrich fühlte das Recht und die Pflicht kaiserlicher zu sein als der Kaiser. Auf dem nürnbergger Reichstage von 1422 fühlte Sigismund zuerst den Gegendruck der markgräflichen Politik. Den Mittelpunkt der Verhandlungen bildete die Angelegenheit der Reichskriegssteur, ein Project, welches nicht bloß darauf angelegt war, die über alle Vorstellung verkommene militärische Verfassung des Reiches durch die Revision der Matrikel zu heben, sondern man wollte überhaupt den unmittelbaren Kriegsdienst theilweise durch Geldleistung ersetzen. Der Manndienst auf Zeit hatte niemals mehr als einzelne Feldzüge möglich gemacht. Die Lehnsmiliz kam unpünktlich und ging wieder, wenn sie es an der Zeit hielt oder wenn Mißgeschick entmuthigt hatte. An wirklich einheitliche Leitung war ohnehin nicht zu denken; das Reichsheer war eben eine Summe bewaffneter Haufen, aber kein militärisches Ganzes. Mit Hilfe der Reichskriegsteuer, welche für einen großen Theil der Reichsverwandten nur das Budget festsetzen, aber die Wahl des Materials freigeben sollte, dachte man einen sogenannten „täglichen Krieg“ in Gang zu bringen, d. h. das Heer sollte im Felde bleiben und dadurch Kriegsübung erlangen, was bei jedes Mal neu zusammenlaufenden Truppen nicht zu erreichen war. Man erkennt auf den ersten Blick, von welcher Wichtigkeit diese Neuerung damals sein mußte, wo die alte faule Reichskriegsconfusion sich mit einer Kraft zu messen hatte, die aller Berechnung spottete; haben diese Bizkassen Bauerncohorten es doch dahin gebracht, daß auch bei noch so überlegener Zahl alle die periodischen Invasionen, welche die Kreuzzüge gegen Böhmen vorstellten, in Wirklichkeit höchstens zu ganz unglücklichen Vertheidigungen führten. Mehr aber noch als auf die Reorganisation des Kriegswesens im Allgemeinen kam es besonders dem Markgrafen jetzt darauf an, daß der Sache des Kaisers nicht anders als von Reichswegen gedient werde. Mit außerordentlicher Mühseligkeit warb er, diesmal von der Mehrheit der Fürsten unterstützt, in dieser Richtung. Die Absicht, so natürlich und loyal sie war, bedeutete bei der gegenwärtigen Lage der Dinge für Sigismund eine empfindliche Einschränkung. Das gründliche Mittel, die Erhebung des hundertsten Pfennigs zum Vebuf der Organisation eines Soldheeres, blieb im Project wie alle umfassenden Reformentwürfe. Es scheiterte vornehmlich am Widerwillen der Städte, denen die Steuernase hier besonders fatal sein durfte, da durch die Taxation des Einkommens ihrer geheimen Prosperität eine kostspielige Beleuchtung drohte. Nur der principielle Zweck Friedrichs ward erreicht: der Krieg gegen Böhmen wurde als Reichskrieg beschlossen und er er-

hielt den Oberbefehl mit ziemlich vollmächtigen Befugnissen zur Unterhandlung. Den traurigen Erfolg zu verhüten war er trotzdem außer Stande. Die Elendigkeit der deutschen Militärverfassung erhielt in der „Husserei“ ein noch deutlicheres und wirksameres Brandmal als das gewesen war, welches die schweizerische Bauernkeule dem Harnisch der österreichischen Rittergeschwader aufgedrückt hatte.

Die diplomatische Niederlage Sigismunds hatte zur Folge, daß der Gedanke eines oligarchischen Reichsregiments unter den Kurfürsten von neuem nach einer bestimmten Form trachtete. Damals konnte ein Mittel, welches der alles durchfressenden Anarchie, dem wüsten Gewaltfrevl, wie er wieder gäng und gebe geworden war, wenigstens äußerlich einen Damm entgegengesetzte, nur willkommen geheißen werden; nichtsdestoweniger will es als ein völliger Gesinnungswechsel des Markgrafen erscheinen, daß er der Kurfürsteneinung beitrug. Aber mit nichts war es an dem. Als erste Aufgabe mußte, wie wir sahen, die Abwehr gegen die Konsequenzen der ausländischen Angelegenheiten gelten, welche der Politik des Königs die Richtung gaben. „Mußte man innerhalb der Verfassung und der allgemeinen Rechtsüberzeugung bleiben, um dem Gegner die Schwäche des Unrechts zuzuschreiben, so blieb kein anderer Weg, als die Kraft und das Interesse derer, welche so lange die monarchische Energie der Reichsgewalt bekämpft hatten, jetzt gegen ihren Mißbrauch in Thätigkeit zu setzen, die Schwerkraft des Reiches von dem Haupt auf die Föderation der vornehmsten Glieder zu übertragen.“ Es ist damals so wenig, wie später zur Zeit des basler Conciles, wo die factische Neutralität in der Frage des neuen Kirchenschismas dem Reiche die Gelegenheit und Muße bot, sich zu constituiren, zu verfassungsrechtlichen Bestimmungen über diese Abschließung des Reiches gekommen, die doch eine äußerlich nationale war, wenn sie auch nicht mehr zu leisten vermochte, als daß durch sie der „Brei“ der Zustände conservirt wurde. Denn in der Zeit, wo alles aus den Fugen zu gehen drohte, gerade damals geschah alles nur für den nächsten Zweck. Es fehlte nicht an Vorschlägen, an Mahnrufen und drohenden Forderungen, aber nur um so mehr am Gefühle der Pflicht, daß der Nothwendigkeit gehorcht werden müsse. Wie klar und überzeugend hat Nikolaus von Cusa der Kirchen- und Reichsreform in ihrer Wechselbeziehung den Weg vorgezeichnet und die Gesichtspunkte angegeben: es war denen, die Hand anlegen sollten, ein tönendes Erz und eine klingende Schelle.

So klein die Menschen waren, welche diese große Zeit vorfand, die sich in den Gemüthern der Masse, hier doctrinär, dort in beschaulicher Abkehr, dort convulsivisch verkündigte, ganz ohne Wirkung konnten ihre Erfahrungen nicht bleiben. Aber was im politischen Leben Deutschlands durch sie gewirkt hat, war nicht ihre sittliche Seite, sondern das Gesetz der Schwere und des Falls. Die hussitische Revolution und alles, was ideell und zeitlich mit ihr zusammen-

hängt, gab dem entscheidenden Umschwunge im Reich den Anstoß, aber sein Resultat ist bloß negativer Natur. Die acute Verwundung wird zur Todeskrankheit: wir sehen den Reichskörper den chemisch-physikalischen Processen der Auflösung anheimfallen, zufolge deren die materielle Substanz sich selbst zurückgegeben wird; und mehr noch: diesen Zustand fördert und pflegt die Fürstenpolitik als ihr eigentliches Lebenselement. Die entschwindende Seele ist der Gedanke der mittelalterlichen Monarchie.

Das waren die Zustände, die über dem Grabe Sigismunds emporwuchsen. Nicht, daß es seines Hingangs erst bedurft hätte. Wir sahen vielmehr, wie recht eigentlich die Erfahrung, welche die Nation an ihm gemacht hatte, den schlecht verhehlten Tendenzen der fürstlichen Aristokratie die abschließende Befräftigung und die praktischen Handhaben bot. Darum, weil es diesen Sinn hat, ist sein Zeitalter ausführlich betrachtet worden. Die Vorgänge, die in ihm begegnen, verleihen der nachfolgenden Entwicklung jene verzweifelte reale Nothwendigkeit, welche endlich auch die edelsten Vorkämpfer des factisch überwundenen Staatsideals in den Bann ihrer Logik hineinzwingt. Zugleich aber läßt diese Spanne Zeit die ganze Fülle der politischen Hilfsmittel offenbar und thätig werden, welche der großartigste Repräsentant des „neuen Deutschlands“, Friedrich der Erste von Brandenburg, kraft seiner Einsicht von den Pflichten und Aufgaben seiner Stellung in sich vereinigt.

Was hatte der Markgraf nicht daran gesetzt, den alten Reichsbegriff unverändert zu erhalten! Nicht bloß Kopf und Hand widmete er diesem Streben. Jeden Zwiespalt von Pflichten entschied er im patriotischen Sinn; Undank, Mühsal, Gefahr war sein Lohn — gleichviel, er ließ nicht davon. Die wiederholte anhaltende Entfernung drohte ihm sein heimisches Gut zu entfremden. Die fränkischen Lande waren mittlerweile zu öfteren Malen furchtbar heimgesucht worden, theils durch die bestialischen Fehden der Bayernherzöge, theils durch die Raubzüge der Hussiten. Noch mehr wollte die Anfechtung sagen, welche die Marken auszustehen hatten. Die Gewähr ihrer Neugestaltung lag überwiegend in seiner Gegenwart, die niemand ersetzen konnte. Kein Wunder, daß hier und da die alten Schäden aufbrachen und die Nachbarn sich die Abwesenheit des Landesfürsten zu Nutzen machten. Stets gab es saure Arbeit, wenn er kam und mehr als ein Mal mußte er wieder gehn mit dem Wurm schlechter Erfolge im Herzen. Aber der kategorische Imperativ seiner Handlungen blieb unwandelbar die Pflicht zum Reiche. Und es hat ihm Segen eingetragen im eigenen Hause, daß er seines Namens Ehre vor allem in dieses Streben gesetzt. Was allen andern gleichzeitigen Fürstenmächten zum schwersten Schaden ausschlug, ist in den Ländern der Hohenzollern mindestens damals zum Guten gediehn: sein Erbtheilungsstatut wurde von den Söhnen mit Eintracht und Pietät inne gehalten. Im Hinblick auf Zustände, wie sie in Sachsen der Bruderkrieg, in

Bayern der ruchlose Familienhader, in Oestreich der Betrug und die Hinterlist der Verwandten zu Wege brachten, konnte von den Nachfahren Friedrichs gesagt werden, „daß sie aufgewachsen seien als Rosen und gute Blumen zwischen Dorn und Distel.“

Allein konnte dies einem solchen Mann Ersatz gewähren für das Eingeständniß, daß die große Mühe seines Lebens doch eitel gewesen sei? Er am meisten hatte das Zeug dazu, die Tragweite der Zustände, wie sie jetzt im Reiche waren, zu bemessen. Ihre Unerträglichkeit war allen offenbar, aber darum nur desto frampfhafter klammerte sich jeder an das nächste Interesse, um in den allgemeinen Bankerott nicht hineingerissen zu werden. Der blödsinnige Egoismus, jedes rettenden Entschlusses baar, glaubte in der Fluth, die man heranrauschen hörte, sich mit den eigenen Händen selbst über Wasser halten zu können. Vergebens hatten unverzückte Seher die Fremdherrschaft verkündet, die über Deutschland kommen müsse; vergebens darauf hingewiesen, „daß wie das Reich jetzt von den Fürsten, so diese einst vom Volke würden verschlungen werden.“ Die vollendete Frivolität der herrschenden Richtung war gleichgiltig gegen Furcht und Schande des gemeinen Wesens. Der Name Vaterland und was Heiliges damit ausgesprochen ist, hatte seinen Zauber verloren.

Welch ein Abgrund, der sich vor dem einsichtigen Blicke des getreuen Eckard seiner Nation aufthat. Es konnte nur als eine Frage der Zeit erscheinen, daß auch in Deutschland die Spannung zwischen den populären und den hierarchisch-feudalistischen Mächten in einem Kampfe auf Leben und Tod ausbrach. Allenthalben standen die lichten Zeichen am Horizont, die Söhne und Enkel ereilte das Wetter. Und war wirklich kein Mittel, die Katastrophe abzuwenden, des Reiches rechten Hort, ein starkes Kaiserthum von neuem aufzurichten? Der sanguinische Liberalismus, der Sigmund getragen hatte, war verraucht und seine Erneuerung war es wahrlich nicht, was jetzt noth that; aber war alles erschöpft, um für diejenigen conservativen Principien, die den Markgrafen bei der Neugründung seines Territoriums zu so glücklichem Erfolge geführt hatten, im Reiche Bekenner und Arbeitsgenossen zu werben? Zu allermeist schien die Enttäuschung der letzten Jahre schuld zu sein an der Stimmung und Verwilderung der Geister; wie nun, wenn den Erwartungen von ehemals noch jetzt genug gethan wurde? „Die rechte Reichsreform ist ein Mann an der rechten Stelle, ein Kaiser, der es nicht nebenbei ist und seine Richtung nicht nach Interessen nimmt, die dem Reich und der Nation fremd sind, ein Kaiser, der die Pflicht und das Recht seines Amtes erkennt und dem, was er erkannt hat, Nachdruck zu geben den klaren Blick, die feste Hand, den Willen und den Stolz hat.“ Konnte es zweifelhaft sein, daß Friedrich von Hohenzollern durch seine Erwägungen sich auf sich selbst zurückgewiesen fühlte? Wahrlich, nicht Ehrgeiz allein gehörte zu diesem Schlusse, sondern in noch viel höherem Grade

die Selbstverläugnung, die nur den Schlechten eine Thorheit ist: die ganze Summe seines Werthes an einen kühnen Wurf zu setzen. Friedrich warb um die Wahl und ist erlegen. Eine Weile schwankte die Wage; aber das Häuflein der Reichsgetreuen, welche die Wichtigkeit seiner Berufung erkannten, blieb in der Minorität. Es war kein schlechter Nebenbuhler, dem er wich; allein in seiner Erwählung triumphirte das entgegengesetzte Princip. Zwar noch nicht in völliger Klarheit. Denn Herzog Albrecht von Oestreich, der König von Ungarn und Böhmen, war ein kraftvoller Mann von tüchtiger Regenteneinsicht und von hervorragender Machtstellung; aber nicht blos der Schwerpunkt, vielmehr die ganze Basis seines Wirkens lag außerhalb des Reichs und er war pflichtgetreu genug, dies zu empfinden und darnach zu handeln. Nicht trotzdem, sondern gerade weil man wußte, daß es so war, erkor man ihn. Aus derselben Ferne war Sigmund einst zur deutschen Krone gerufen worden, nur lag die umgekehrte Absicht zu Grunde. Albrecht, der sich gegen seine Stände verpflichtet hatte, die Wahl ins Reich von der Hand zu weisen, falls sie auf ihn fallen sollte, nahm sie in einem Sinne an, welcher die Befürchtungen seiner Erblande nicht berührte. Was war ihm Heluba! Freilich, schandehalber bewegte sich die Thätigkeit seiner Räthe auch auf dem Gebiete der innern Angelegenheiten des Reiches und der Eifer ist keineswegs zu tadeln, mit welchem sie die Landfriedensfrage in die Hand nehmen, aber vollkommen bezeichnend für das Verhältniß des Königs zu Deutschland war der Umstand, daß von der Kreiseintheilung, welche zu diesem Zwecke in Vorschlag kam, Böhmen und selbst Oestreich ausgenommen wurden. Er wollte sich dem Reiche auch nicht einmal in dem Maße verpflichten, als er Landesherr innerhalb desselben war, und faßte daher sein Amt als eine laze Personalunion auf, die er nicht anstand von vornherein in einer Weise zu mißbrauchen und zu brechen für welche die moderne dänische Politik das bekannteste classische Seitenstück bietet.

Aber es hatte auch damals gute Weile, ehe dergleichen Seltsamkeiten des Reiches hohe Häupter bekümmerten. Am entgegengesetzten Ende Deutschlands verdarb der burgundische Raupenfraß und die französische Schlaueit den blühenden Westen; es ging seit Jahren schon im Reiche keinen Menschen etwas an.

Zimmerhin hätte Albrechts bedeutende Macht, so sehr sie auch zunächst durch den Türkenkrieg gebunden war, auf die Dauer doch ihren Druck auf die Politik der Reichsfürsten ausüben können. Als er nach zweijähriger Regierung in Deutschland ungekrönt und ungesehen starb, eilten die Territorialen, den Fehler, der für ihre Anschauungen in der Erhebung eines bedeutenden Fürsten lag, gründlich gut zu machen. Was den Herzog Friedrich von Oestreich ihnen empfahl, war neben der gleichartigen auswärtigen Stellung vor allem gerade die Schwäche seiner Mittel und seiner Persönlichkeit. Diese zweite habsburgische

Wahl bestätigte und vervollständigte die Tendenz, welche der ersten zu Grunde gelegen hatte. Jetzt war ein Mann gefunden, der die Gewähr gab, daß unter ihm die Anarchie, welche man „die deutsche Libertät“ nannte, gute Tage haben werde; ein Mann, der, wie das Lied sagt, seinen dumpfen Ehrgeiz darein setzte „ein Staar zu werden wie die anderen, während er zum Adler erhöht war.“ Ungeklärt konnten nun die Reichsgliedmaßen auseinanderbröckeln. Aber die größten unter ihnen waren nur erst politische Weichthiere, ohne schützende Schale, ohne geschlossene Organisation; die kleinen solche Gebilde, auf die das aristotelische Wort Anwendung fand, daß ein handgroßes Schiff überhaupt kein Schiff sei. So auf Selbsttäuschung, Lüge und Eigensinn gestellt eröffnete die neue politische Tendenz, indem sie das hehre Symbol der nationalen Macht dem schlechten Manne preisgab, ihre Aera.

Dem Markgrafen ist es erspart worden, in dieser neuen Zeit zu leben. Seine politische Niederlage vor Albrecht von Oestreich hat er das Reich als solches nicht entgelten lassen; wenn auch verschmäht und zur Seite geschoben, blieb er dennoch thätig zu fördern und zu helfen. Aber für sich selbst verzichtete er, als die Königskrone bald aufs neue erledigt war. Er mußte den ferneren Schmerz erfahren, daß auch der Candidat, den er aufstellte, den kürzern zog. Dann ist er abgetreten von der politischen Bühne und noch im nämlichen Jahre gestorben. Unwürdige Leichenfeier, die das Grab umtobte, in welches ein solcher Held alle höchsten Wünsche und Hoffnungen des Lebens mit sich nahm! Die Tage kamen, wo schnödes Interesse und schleichender Betrug den von erhabenen Gedanken und geheiligter Tradition leer gelassenen Platz besetzten; wo nach Gesichtspunkten sündigen Gewinnstes die weltbewegenden Fragen des geistlichen und weltlichen Systemes verunstaltet wurden, die nationale Kirche den römischen Concordaten, die Reichsreform der wüsten Fehde und der Verschwörung zum Opfer fiel. In dieser Atmosphäre hat auch die brandenburgische Politik sich umbilden müssen. Durch das Princip der österreichischen Wahlen, die nicht bloß über die Frage „Habsburg oder Hohenzollern“, sondern damit zugleich über Sein und Nichtsein der politischen Einheit Deutschlands entschieden, war der Lebensmethode des Staates, wie ihn Friedrich gewollt und getragen hatte, die ideelle Grundlage entzogen. Den jungen Söhnen fiel die Aufgabe zu, nach dem Maßstab ihrer Mittel und Kräfte einerseits und der thatsächlichen Zustände andererseits eine Stellung zu suchen, die der Zukunft rettete, was der Gegenwart verloren war. Die alten Ideale waren überholt von der Wucht der wirklichen Gestaltungen; nur eine unerschrockene Experimentalpolitik schien der entsprechende Einsatz in die Lotterie dieser bösen Zeit.

War es dieselbe nicht, an deren Ausgangsschwelle die Reformation steht? Wohl, aber die Nation sollte erfahren, welche grimmigen Wehen der Erfüllung dieses Wortes vorausgingen und folgten, das man seit einem Jahrhundert

als einziges Heilmittel im Munde führte, um es immer von neuem zu schänden. Das evangelische Wesen hat nachmals allerdings vermöge seiner unverwüsthlichen und eminent historischen Gedankenmacht inmitten des Wirrals die rechte Fahne aufgepflanzt; aber zunächst brachte es der politischen Entwicklung unsres Volkes nicht Frieden, sondern das Schwert; ja den Fanatismus des Waffenganges aller mit allen, bei welchem jeder mehr oder minder frevelnd sich der Lösung vermaß: „ich kann nicht anders!“ —

Militärische Briefe über den Krieg in Schleswig.

2.

Die gezogenen Schußwaffen.

In dem vorigen Briefe sind die Vorzüge der jetzigen preussischen Schußwaffen erwähnt. Die dort erwähnten Erfolge werden die folgende Auseinandersetzung motiviren: über den Einfluß, welchen die bessere Bewaffnung auf die Resultate des Gefechts übt.

Das nächste Ziel des Krieges ist die Vernichtung des feindlichen Heeres, da man hierdurch der Herr des feindlichen Landes und des feindlichen Willens zu werden erwarten darf. Diese Vernichtung kann auf zweierlei Art herbeigeführt werden, entweder durch Tödtung, Verwundung und Gefangennehmung des einzelnen Mannes oder durch Auflösung der feindlichen Armee als einer Einheit. Im Ganzen und um unsere Anschauungen zu vereinfachen, können wir sagen, daß die Vernichtung des einzelnen Mannes Aufgabe der Gefechte, die Zerstörung des Ganzen aber Folge derselben ist. Aber im Gefecht selbst werden auch schon beide Zwecke verfolgt und zwar der erstere durch die Schußwaffen, der zweite durch das Bajonnet und die Cavallerie. Die Vernichtung des Einzelnen ist der Regel nach das erste, die Auflösung des Ganzen das letzte Ziel. Jedes Gefecht muß deshalb so angelegt werden, daß es vorweg das Tödten, das unmittelbare Begegnen mit dem Feinde bezweckt und darf dann erst dahin zielen, durch Bedrohung der Rückzugslinie in die innere Ordnung des Feindes einzugreifen. Der letztere Erfolg fällt nur dann als reife Frucht ab, wenn der Tod vorher eine entsprechende Ernte gehalten hat. Das tödtende Instrument in der Hand des Soldaten ist also eine der wichtigsten Grundlagen für die Leistungen der